



Pilger und Touristen

Unterwegs zu Orten des Glaubens im Nahen Osten

SCHWERPUNKT: PILGERN

- 2 **Gemeinsam nach Jerusalem hinaufsteigen**
Besinnung
- 6 **Mehr als frommer Tourismus**
Über Pilgerfahrten ins Heilige Land
- 8 **Palästinenser pilgern in den Libanon**
Eine Gemeinde in Nablus plant eine ungewöhnliche Reise
- 10 **Ins Gespräch kommen und gemeinsam beten**
Wer pilgert, sollte sich auch mit der Situation am Ort auseinandersetzen
- 12 **Zwischen allen Stühlen**
Wie das Österreichische Pilger-Hospiz in Jerusalem gerettet wurde
- 14 **Lizenz für Gastfreundschaft**
Warum die TSS eine Ausbildung in Gastronomie und Hotellerie anbietet
- 16 **Wo einst der Heilige Nikolaus ausruhte**
Beit Jala ist guter Ausgangspunkt für Erkundungen im Westjordanland
- 18 **Lust auf Handwerk und Hotelmanagement**
Das ETVTC in Ramallah bietet Jugendlichen zahlreiche Berufsperspektiven
- 20 **Wenn die Kirche das Pilgern verbietet**

NACHRICHTEN AUS DER SCHNELLER-ARBEIT

- 22 **Die Hoffnung bewahren und Träume verwirklichen**
Wie die Schneller-Schulen jungen Menschen eine Zukunft geben
- 26 **Ein vielsprachiger Jubiläums-Ohrwurm**
Die TSS steuert fürs EMS-Jubiläum ein eigenes Musikvideo bei
- 28 **Mehr Jugend, mehr Frauen, mehr Eigenverantwortung**
Aufbruch in der Trägerkirche der Theodor-Schneller-Schule
- 30 **Butterbrezel und Falafel, Gottesdienst und Muezzin**
Ehemalige erinnern sich

SERVICE

- 31 **Buchbesprechungen**
- 33 **Impressum**

Liebe Leserin, lieber Leser,

der Tourismus – und allem voran der Pilgertourismus – ist einer der Haupterwerbszweige des Heiligen Landes diesseits und jenseits des Jordans. Umso dramatischer war es für die Menschen vor Ort, als in Folge der Corona-Pandemie das Reisen weltweit zum Erliegen kam. Betroffen waren davon auch zahlreiche kirchliche Gästehäuser und Hotelfachschulen. Damit stand auch die Finanzierung ganzer Kirchen plötzlich in Frage.

Seit dem zurückliegenden Sommer ist das Reisen wieder möglich. Wir haben Menschen in Nahost, die mit Pilgerinnen und Touristen arbeiten, gefragt, wie sie sich auf die aktuelle Situation einstellen. Dabei sind wir auf viel Kreativität und zahlreiche Aufbrüche gestoßen.



Natürlich ist Pilgern so viel mehr als nur Tourismus. Sehr deutlich wird das u.a. in der biblischen Besinnung unseres jüdischen Autors Johanan Flusser. Aber auch erstaunliche Entdeckungen haben wir bei der Arbeit an diesem Heft gemacht. Wer wusste schon, dass es auch Pilgerreisen aus Palästina in den Libanon gibt? In dem Interview mit Pfarrer Jamil Khader können Sie davon lesen. Und ein echter Knüller – einen „Scoop“ nennt es Johanan Flusser im hebräischen Original – ist es wohl, dass der große jüdische Denker Shmuel Hugo Bergman einst am Syrischen Waisenhaus in Jerusalem eine Schuhmacherlehre machte. Von jüdischen Kindern am Syrischen Waisenhaus wussten wir seit der Wiederauffindung der alten Aufnahme-Hauptbücher (siehe SM 4/2014). Aber die neueste Entdeckung hat noch einmal eine ganz andere Dimension!

Wenn Sie dieses Heft in den Händen halten, sind die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Karlsruhe, das Fest zum 50-jährigen Bestehen der EMS und das diesjährige Schneller-Fest gerade zu Ende gegangen. Wir werden darüber erst im kommenden Heft berichten können. Aber natürlich erfahren Sie auch in der vorliegenden Ausgabe viel Neues aus den Schneller-Schulen und ihren Trägerkirchen.

Im Namen des Redaktionsteams wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre und grüße Sie herzlich

Ihr

Uwe Gräbe

Uwe Gräbe, Pfarrer

Gemeinsam nach Jerusalem hinaufsteigen

Normalerweise beginnt eine Besinnung mit einer Bibelstelle oder mit einer kurzen Hinführung zu einer theologischen Frage. In besonderen Fällen – und zu denen muss das Zustandekommen dieses Textes über das jüdische Pilgern gezählt werden – muss man aber von der Regel abweichen. Diese Besinnung beginnt mit einem „Scoop“. Damit wird im Journalismus eine überraschende Information oder eine Geschichte bezeichnet, die es so bisher noch nirgends zu lesen gab.

Es ist ein echter Knüller, was mir meine Cousine Chana Bergman kürzlich über ihren Vater, Professor Shmuel Hugo Bergmann (1883–1975) und das Syrische Waisenhaus, die erste Schneller-Schule in Jerusalem, erzählt hat. Bergman war Philosoph, erster Dekan der

Hebräischen Universität und Gründer der Nationalbibliothek zu Jerusalem. Zudem gehörte er zum Leitungskreis von „Brit Shalom“, einer Gruppe von Menschen um Martin Buber und Ernst Simon, die sich vor fast hundert Jahren zusammenschlossen hatten, um für einen gerechten Frieden und ein gleichberechtigtes Zusammenleben von Juden und Arabern im Land einzutreten.

Um den Kopf freizubekommen von den Mühen der Gründung einer Nationalbibliothek, entschied sich Professor Bergman, einen praktischen Beruf zu erlernen. Und dafür wandte er sich an das Syrische Waisenhaus, wo er sich schließlich zum Schuhmacher ausbilden ließ. Gewiss mögen sein Engagement als Philosoph und Friedenssucher, seine Zusammenarbeit mit Albert Einstein und seine Beziehun-



Was bisher nicht bekannt war: In der Schuhmacherwerkstatt des Syrischen Waisenhauses hat sich auch der jüdische Philosoph und Universitätsdekan Professor Shmuel Hugo Bergman zum Schuster ausbilden lassen.

gen zu Mahatma Gandhi für die Menschheit wichtiger gewesen sein als ausgerechnet sein Schuhmacherberuf – wenn er ihn später überhaupt noch ausgeübt hat. Zugleich aber tut gerade dies auch heute not: der Erwerb von praktischen Fähigkeiten, die einem Menschen ein Leben in Respekt und Würde ermöglichen. Auch ich selbst engagiere mich heute in Jerusalem für die Ausbildung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen und wünsche mir, dass Juden, Muslime und Christen dabei gemeinsam lernen wie an den Schneller-schen Bildungseinrichtungen.

Aber kommen wir zum eigentlichen Thema dieses Heftes: dem Pilgern. Dasselbe Jerusalem, in dem Bergman einst die Nationalbibliothek gründete und an der Schneller-Schule den Schuhmacherberuf erlernte, ist seit Jahrhunderten bzw. Jahrtausenden Ziel und Traum von Pilgern. In der Pilgerreise erfüllt sich die Mission von Menschen, die an ihren Gott glauben und diesen Glauben praktisch verwirklichen wollen. Sie ist Liebe zum Schöpfer und Hingabe an den konkreten Ort, an dem ein Mensch seinen Dank für alle Gaben Gottes zum Ausdruck bringt. Daher war es früher üblich, ein Opfertier oder eine andere Gabe mitzubringen.

Gott selbst gebot unserem Vater Abraham, sein Land und seine Heimat zu verlassen, um an einen Ort zu ziehen, den er ihm zeigen würde.

„Und der HERR sprach zu Abram: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.“ (1. Mose 12,1).

Abraham macht sich auf den Weg, mit dem Gefühl von Heimatverlust und gro-

ßer Einsamkeit – als der erste Pilger, der zum Berg Moria zog, welcher heute mit Jerusalem identifiziert wird. Nach drei Tagesreisen von Beerscheba erreichte er diesen Berg; denselben, auf dem ihm laut jüdischer Tradition befohlen wurde, seinen Sohn Isaak auf einen Altar zu binden. Allen leiblichen Kindern Abrahams, Juden und Muslimen gleichermaßen, ist dieser Berg heilig. Wir hoffen, dass er einst zum Berg des Friedens wird. In der Tora steht geschrieben, dass Abraham der „Vater vieler Völker“ sein wird. Und tatsächlich haben die Nachkommen der Abrahams-söhne Isaak und Ismael, obwohl sie ihren je eigenen Weg gegangen sind, bis heute zahlreiche Glaubensordnungen, Werte und Traditionen gemeinsam, einschließlich einiger Pilgergebote.

Für mich ist Jerusalem Heimat; der Ort, an dem ich zu Hause bin. Meine Eltern sind einst als Flüchtlinge aus Europa gekommen – in die Stadt, zu der bereits jene Juden ihre Augen erhoben haben, die vor rund 2.600 Jahren als Pilger zum Ersten Tempel, und später zum Zweiten Tempel hinaufgestiegen sind. Pilgern als körperlicher, geistiger und emotionaler Akt der

Widmung

Der Autor hat seinen Text in dankbarer Erinnerung an Karl-Hermann Blickle (1950–2022) sowie an seine zahlreichen Pilgerreisen nach Jerusalem geschrieben und möchte ihm diese Besinnung im Schneller-Magazin widmen.

Karl-Hermann Blickle hat sich sehr für das gegenseitige Verstehen von Juden, Christen und Muslimen eingesetzt, gerade auch unter den Schwächsten in der Gesellschaft. Die Arbeit der Schneller-Schulen und der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) hat Herr Blickle immer wieder unterstützt.

Allen Kindern Abrahams, Juden und Muslimen gleichermaßen, ist dieser Berg heilig. Möge er einmal zum Berg des Friedens werden.

persönlichen und kollektiven Hingabe an Gott hat eine einzigartige soziale Komponente. Gemeinsam dankt das Volk, das aus Ägypten befreit wurde, dem Schöpfer der Welt.

Die drei Pilgerfeste im Judentum sind Pessach (Passafest), Schawuot (Wochenfest bzw. Pfingsten) und Sukkot (Laubhüttenfest). Regalim („Feste der Füße“) werden sie genannt, weil an diesen drei Feiertagen das Gebot (Mizwa) ausgeführt wird, zu Fuß nach Jerusalem hinaufzusteigen. Brandopfer und Festopfer wurden einst dargebracht; zugleich stehen solche Festtage in engem Zusammenhang mit den Jahreszeiten. So wird z.B. bis heute am letzten Tag von Sukkot gegen Ende des Sommers um Regen gebetet, damit die Pilger in ihre Häuser zurückkehren können, bevor es zu regnen beginnt.

Laut der Tora sind die Pilgerfeste eine Erinnerung an den Auszug aus Ägypten. Daher gibt es eine tiefe soziale Komponente dieser Feiertage: sich an die Schwachen in der Gesellschaft, die Konvertiten, die Armen, die Waisen und die Witwen zu erinnern, so wie Gott sich an die Israeliten erinnerte, die in Ägypten in Knechtschaft waren.

An Sukkot lesen wir im Buch Sacharja die Weissagung des Propheten, dass nach einem schrecklichen Krieg in Jerusalem ein Teil der kämpfenden Nationen die Waffen strecken wird, und sie jedes Jahr nach Jerusalem hinaufsteigen werden – zu einer Art Pilgerreise, „um anzubeten



Uwe Gräbe (2)



Ein jüdischer Pilger in Jerusalem: In einer Pilgerreise kommt die Liebe zum Schöpfer zum Ausdruck und die Hingabe an den konkreten Ort, an dem ein Mensch Gott für alle Gaben dankt.



den König, den HERRN Zebaoth, und um das Laubhüttenfest zu halten“ (Sacharja 14, 16).

Als kleines Kind in Jerusalem hörte ich diese Lesung stets voller Spannung – als feste Zusage, dass wir eines Tages Sukkot als Feiertag der Geschwisterlichkeit mit all diesen Nationen begehen können. Zugleich warnt der Prophet, dass die Nationen, die nicht nach Jerusalem hinaufsteigen, vom Schöpfer bestraft werden: „Über die wird’s nicht regnen.“ (Sacharja 14, 17).

Ich wünsche uns allen als Kindern Abrahams, dass wir an der Vision der gemeinsamen Pilgerfahrt festhalten. Und vielleicht erfüllt sich im Pilgern von Juden, Christen und Muslimen nach Jerusalem ja auch in der heutigen, komplexen Realität etwas davon. Beten wir also gemeinsam zu unserem himmlischen Vater, dass die-

se Entwicklung noch stärker werde und dass auf dem gemeinsamen Pilgerweg das gegenseitige Verständnis und Frieden zwischen allen Kindern Abrahams in der Welt wachsen möge. So werden wir gemeinsam allen Streit überwinden, wie es heißt: „An jenem Tag wird der HERR der einzige sein und sein Name der einzige.“ (Sacharja 14, 9)

Johanan Flusser studierte Veterinärmedizin, Philosophie und Soziologie an der Hebräischen Universität Jerusalem. Als Sonderpädagoge leitet er die israelische Hilfsorganisation Achla-Heyanut für Familien mit Kindern mit besonderen Bedürfnissen. Johanan ist Sohn des bekannten jüdischen Neutestamentlers David Flusser und engagiert sich selbst im interreligiösen Dialog.

*Übersetzung aus dem Hebräischen:
Uwe Gräbe*

Mehr als frommer Tourismus

Über Pilgerfahrten ins Heilige Land

Seit Jahrhunderten reisen Menschen ins Heilige Land, um Orte zu sehen, an denen die biblischen Geschichten stattgefunden haben. Warum sie dies auch im 21. Jahrhundert noch tun, weiß Johannes Zang. Er hat in den letzten Jahren rund 2.000 Menschen durch Israel und Palästina geführt.

Schon als Kind wollte ich alle heiligen Stätten besuchen, die mir durch den Bibelunterricht und die Evangelien des Gottesdienstes bekannt waren“, sagt Max Pinzl, katholischer Pfarrer im Ruhestand in Simbach am Inn. 1968 brach er das erste Mal ins Heilige Land auf, seitdem sind fast zwanzig weitere Aufenthalte – Pilgerreisen und Exerzitien – in Israel, Palästina und Jordanien hinzugekommen. Rückblickend stellt er fest: „Das Heilige Land ist ein hervorragender Lernort für mein biblisches Wissen und ein Kraftort für mein geistliches Leben.“

Kraftorte – ist es das, was Menschen vier Flugstunden von hier, „im Lande des Herrn“ (so der Titel einer Zeitschrift) oder „im Lande der Bibel“ (ein anderes Magazin) suchen? Wenn ja – werden sie fruchtbar?

Beim Blick auf Reiseprogramme fällt auf: Evangelische Gemeinden laden eher zu Studien-, Bildungs- oder Begegnungsreisen ein; katholische Pfarreien zu Wall- oder Pilgerfahrten, wobei sich auch da verstärkt der Aspekt der „Begegnung“ findet. Letztere feiern täglich oder jeden zweiten Tag Eucharistie, protestantische Gruppen gewöhnlich ein Abendmahl während der gesamten Reise. Mancher Pfarrer oder Gruppenleiter legt Wert dar-

Am Steinaltar „Dalmanutha“ bei der Brotvermehrungskirche in Tabgha am See Genezareth feiern evangelische und katholische Reisegruppen gerne Gottesdienst.



auf, den Sonntagsgottesdienst mit einheitlichen Christen in deren Kirche in arabischer Sprache mitzufeiern, in Jericho oder Nazareth, Akko, Bethlehem, Rameh (Galiläa) oder Taybeh (bei Ramallah).

Marianne Fleckenstein aus der Nähe von Aschaffenburg bestieg kurz vor ihrem 80. Lebensjahr erstmals ein Flugzeug. Ziel: Tel Aviv. Von der zehntägigen „Pilger- und Begegnungsreise“ zehrt die Katholikin bis heute, beim Hören des Sonntagsevangeliums wandert ihre Erinnerung an den Ölberg oder den See Genezareth zurück. Tiefe Freude und Dankbarkeit stelle sich ein, sagt sie. Und Simone Adler, evangelische Christin aus Iphofen, drückt es so aus: „In so vielen Gottesdiensten läuft dann ein Film im Kopf ab – wundervoll und segensreich!“

Angie B., evangelisch und aus dem Bayerischen Wald, sagt, dass sie weniger an heiligen Orten, sondern „besonders in



Johannes Zang

der Wüste göttliche Momente“ erlebt hat, womit sie die Halbtageswanderung durchs Wadi Qelt zwischen Jerusalem und Jericho meint. Nicht nur bei ihr hat die Natur – bei anderen ist es die Bootsfahrt auf dem See Genezareth – tiefere Spuren hinterlassen als eine heilige Stätte. Nicht wenige verlassen die ein oder andere enttäuscht, gar entsetzt – ob der Lautstärke, des Drängelns, des Rummels. Dazu zählt auch die Foto- und Selfiesucht mancher Touristen. Es wurden sogar schon Frauen, posierend auf dem Salbungsstein in der Grabes- und Auferstehungskirche, gesichtet. Also doch frommer Tourismus?

Genau das, so der evangelische Pfarrer Walter Neunhöffer aus Bamberg, sei es dank eines sensiblen Reiseleiters nicht gewesen. Durch die Begegnungen mit einheimischen Christen sowie Friedensaktivisten beider Seiten wurde sein „Blick geschärft für die Menschen, die in Israel und Palästina leben.“ Manches „innere Bild

aus Kindergottesdienstzeiten“ sei zwar revidiert worden, trotzdem ist er nach neun Tagen mit der Überzeugung zurückgekehrt: „Mein Glaube wurde gestärkt in der unmittelbaren Landschaft der biblischen Geschichten.“

Hella Lang wiederum hat sich auf und nach ihrer Reise im Frühjahr vor allem mit dem Konflikt beschäftigt. Ihre Gedanken kreisen oft um den erlebten Unfrieden. „Weil dort so viele Menschen aus unterschiedlichen Kulturen durch die Jahrhunderte sich begegnet sind und zusammenleben mussten und müssen, vielleicht ist gerade durch diese ‘Reibungsflächen’ einerseits Kampf und Krieg entstanden“, denkt sie laut, „aber andererseits auch die wunderbaren Texte der Bibel.“ Eine „fürchterliche Frage“ hat sie von der Reise mitgebracht: „Bringen nur Konflikte und Probleme die Menschen weiter? Müssen die Konflikte dort so bleiben?“

Nach 61 Reisebegleitungen mit etwa 2.000 Menschen kann ich versichern: Die wenigsten sagen „Da will ich nicht mehr hin.“ Die meisten kehren erfüllt nach Hause zurück, wollen sich verstärkt mit Glaube und Bibel beschäftigen, oder dem Nahostkonflikt und mit Friedens- und Menschenrechtsgruppen, deren Vertreter sie auf der Reise getroffen haben. Von hundert lässt Israel/Palästina nur einen kalt, die allermeisten haben sich mit dem „Jerusalemvirus“ infiziert.

Johannes Zang ist Journalist und Reiseleiter. Sein aktuelles Buch „Erlebnisse im Heiligen Land. 77 Geschichten aus Israel und Palästina – von Ausgangssperre bis Zugvögel“ ist 2021 bei Promedia erschienen.

Palästinenser pilgern in den Libanon

Eine Gemeinde in Nablus plant eine ungewöhnliche Reise

Sie leben dort, wohin andere aus aller Welt pilgern. Mitte September geht eine Gruppe von palästinensischen Christinnen und Christen selbst auf Pilgerfahrt – und zwar in den Libanon.

Neben alten Bauten mit biblischem Bezug wollen sie vor allem die „lebendigen Steine“ im Nachbarland treffen und ihre christlichen Geschwister aus dem Nachbarland kennenlernen.*

Wer unter Pilgern das Besichtigen von alten Steinen im Heiligen Land versteht, den wird die geplante Pilgerreise der anglikanischen Gemeinde in Nablus vielleicht etwas irritieren – leben sie doch in dem Landstrich, in dem Jesus vor 2000 Jahren gelebt, gewirkt und gepredigt hat. Die allseits bekannten Pilgerstätten, zu denen vor der Corona-Pandemie hunderttausende Reisende aus aller Welt kamen, quasi direkt vor der Haustür. Doch biblische Geschichte hat sich auch außerhalb der heutigen Grenzen von Israel und Palästina ereignet. Syrien, Jordanien und Libanon können ebenfalls Ort bieten, die für das Entstehen des Christentums wichtig sind, wie zum Beispiel die Taufstelle Jesu am Jordan, das syrische Damaskus, wo Saulus zum Paulus wurde oder Saida im Libanon, das antike Sidon, von wo aus der Apostel Paulus in See stach.

Doch obwohl Saida von Nablus gerade mal hundert Kilometer Luftlinie entfernt liegt, ist es für palästinensische Christen ungleich schwieriger, dorthin zu gelangen. Die Grenze zwischen Israel und dem Libanon ist seit Jahrzehnten geschlossen. Bleibt also nur der Umweg über Amman in

Jordanien und der nicht ganz billige Flug nach Beirut. Und sie müssen im Vorfeld sehr viele Papiere ausfüllen. Denn palästinensische Ausweise werden international oft nicht anerkannt. Zum Glück stellen wenigstens die jordanischen Behörden in solchen Fällen Reisepässe ohne nationale Kennnummer aus, was allerdings dauert. Und dann braucht es noch ein Visum von den libanesischen Behörden, wofür eine offizielle Einladung von libanesischer Seite vorliegen muss. Glücklicherweise, wer in einer kirchlichen Reisegruppe unterwegs ist, die das alles mit Partnern auf der anderen Seite organisieren kann.

Solche Partner hat Jamil Khadir, der Pfarrer der Gemeinde in Nablus. Er hat 2012 bis 2015 an der Near East School of Theology (NEST) in Beirut Theologie im Masterstudiengang studiert und sich „in dieses wunderbare Land verliebt.“ Viel Werbung für das nördliche Nachbarland musste er in seiner Gemeinde allerdings nicht machen. „Die Menschen wissen aus dem Fernsehen und der Zeitung, wie schön dieses Land ist. Und über christliche TV-Sender kennen sie auch die vielen Orte, die es lohnt zu besuchen.“

Neben Saida wird die Gruppe deswegen auch nach Harissa fahren, wo eine 15 Tonnen schwere, weiße Marienstatue vom Berg grüßt. Sie wird zu den vielen

Die riesige Marienstatue von Harissa ist ein Muss auf allen Pilgerreisen in den Libanon.



Klöstern ins Qadisha-Tal fahren, wohin sich über die Jahrhunderte Christen immer wieder vor Verfolgung zurückgezogen haben. Das christliche Beirut mit seinen vielen Kirchen steht genauso auf dem Plan wie Byblos, jene Küstenstadt, die nicht nur eine 8000-jährige Stadtgeschichte hat, sondern deren Name

auch Pate gestanden hat für die Bezeichnung des heiligen Buchs der Christen, der Bibel. Und sie werden nach Annaia fahren zum Grabmal des Heiligen Charbel, dem maronitischen Mönch, der 1977 wegen unzähliger Wunder heiliggesprochen wurde. „Aus dem Programm der christlichen TV-Sender wissen die Leute hier viel über die christliche Geschichte im Libanon. Sie wissen, welche Heiligen dort verehrt werden, welche Wunder dort stattgefunden haben.“ Sie

wollten diese Orte selbst sehen, die Steine und Ikonen berühren und heiliges Öl aus Annaia mitbringen. Nicht allein als Souvenir. „Wir kommen aus einer orthodox geprägten Kultur. Da haben solche Dinge wirklich etwas mit dem Glauben zu tun.“

Doch Pilgern sei noch viel mehr als das, sagt Khadir. „Wir wollen auch die ‚lebendigen Steine‘ im Libanon kennenlernen, die Christinnen und Christen, die dort heute leben, wir wollen Anteil nehmen an ihrem Leben.“

Das ist im Libanon seit drei Jahren alles andere als einfach. Die massive politische und wirtschaftliche Krise hat das Land in den Abgrund geführt. Tagtäglich stehen die Menschen vor immensen Herausforderungen. „Ein befreundeter maronitischer Priester im Libanon hat mir gesagt, wie ermutigend es für die libanesischen Christinnen und Christen sei, wenn palästinensische Geschwister zu ihnen kämen. Auch unser Alltag ist schließlich von großen Herausforderungen geprägt.“

Die Bezüge und Beziehungen zwischen beiden Völkern sind vielschichtig und vielfältig, nicht erst seit 1948, als hunderttausende Palästinenserinnen und Palästinenser fliehen mussten und im Libanon eine neue Bleibe fanden. „An der Seite unserer Schwestern und Brüder zu stehen, ermutigt auch uns“, sagt Khadir. „Wir sehen, wie sie mit ihrem Glauben diese immensen Herausforderungen annehmen und können so viel von ihnen lernen.“

Katja Dorothea Buck

*Das Gespräch mit Pfarrer Jamil Khadir hat

Mitte Juli stattgefunden. Wenn nichts dazwischen gekommen ist, hat die Reise bei Erscheinen dieses Heftes bereits stattgefunden.



Katja Buck

Ins Gespräch kommen und gemeinsam beten

Wer pilgert, sollte sich auch mit der Situation am Ort auseinandersetzen

Im Mai 2022 hatte die Taizé-Gemeinschaft zu einem internationalen, ökumenischen Jugendtreffen nach Israel und Palästina eingeladen. Mehr als 300 junge Erwachsene und sieben Taizé-Brüder besuchten die biblischen Orte, tauschten sich über Bibeltexte aus, sangen und beteten in Kirchen verschiedener Konfessionen und trafen sich nicht zuletzt mit palästinensischen Christinnen und Christen.

Das Besondere an internationalen Taizé-Jugendtreffen ist, dass man für kurze Zeit Teil anderer christlicher Gemeinden wird, herzliche Gastfreundschaft erfährt, Einblicke in andere Alltags- und Religionspraktiken bekommt und zugleich zusammen Gottesdienst feiert. In Jerusalem, Bethlehem (Westbank), Nazareth und am See Genezareth hielten wir die für Taizé typischen Tagesgebete ab. So praktizierten wir an all diesen Pilgerorten ökumenisch unseren Glauben. Für viele war es eine spirituelle und berührende Erfahrung, dort die biblischen Texte zu lesen und darüber zu sprechen.

Zum Beispiel wurde es eine räumliche, sinnliche und nahbare Erfahrung, den letzten Abend Jesu mit seinen Jüngerinnen und Jüngern im Garten Gethsemane in Gedanken nachzuerleben, als wir mit Blick auf die Mauer der Altstadt in Jerusalem unter den Olivenbäumen saßen. Gleich neben dem Garten liegt auch die Lieblingskirche meiner Reise, die Church of all Nations, wo der Kirchenraum mit



Berthold Werner/wikimedia commons

Die Kirche aller Nationen auf dem Ölberg in Jerusalem. Hier soll Jesus vor seiner Festnahme gebetet haben.

lauter Mosaiksteinen ausgeschmückt ist, die den Nachthimmel und die nächtlichen Ereignisse darstellen. Beim Gebet legte ich meinen Kopf in den Nacken, ließ meinen Blick umherschweifen und kam aus dem Staunen über die Schönheit und Stimmung des Ortes nicht raus. Ich konnte die Ruhe erahnen, die Jesus dort vor seiner Festnahme gesucht und vielleicht gefunden hat.



In der Begegnung mit palästinensischen Christinnen und Christen entstand aber auch sehr schnell ein Problembewusstsein dafür, was es bedeutet, heute als Christin oder als Christ in diesem Land zu leben, zu arbeiten, eine Familie zu gründen und biblische Texte zu lesen.

Das Thema des Jugendtreffens lautete „Zusammen zu Quellen der Hoffnung reisen“. So ging es auf der Grundlage von Bibeltexten um die Reflexion der eigenen Lebenssituation und die Bedeutung von Hoffnung; in Bethlehem ging es vor allem um die Lebens- und Leidenssituation der Menschen dort. Sie erleben täglich Diskriminierung und Einschränkungen von Seiten Israels. Viele wandern deshalb aus. Einen palästinensischen Christen, mit dem wir dort sprachen, fragte ich, warum er noch im Land bleibt: „Es wäre klüger, zu gehen,“ antwortete er mir. Er sprach dann von seinen Kindern, von denen er kaum erwartet, dort in Zukunft zu leben.

Aber warum dann bleiben? Zum einen erzählte er von der Bildungs- und Dialogarbeit, die er und so viele andere auf palästinensischer und israelischer Seite machen. Beispiele dafür sind „Wi'am – The Palestinian Conflict Transformation Center“ und „JCJCR – Jerusalem Center for Jewish-Christian Relations“. Sie spiegeln eine tätige Hoffnung wider, die durch Zusammenarbeit und Erfolge wächst, die

aber zum Beispiel durch Terroranschläge oft rapide zurückgeworfen wird. Dann schlägt das aufgebaute Vertrauen wieder um in Misstrauen.

Zum anderen stärke ihn aber auch der Glaube an den Frieden wollenden und stiftenden Gott. Ein Gott, der eine Hoffnung trotz allem ermöglicht; der Gott, der in Jesus Christus zu den Menschen auf die Erde kommt und sich so mit ihnen verbindet. Und dann nennt er das dritte Motiv: das „Homeland“ Jesu in Palästina. Dieses Narrativ tauchte immer wieder in unterschiedlichen Varianten auf und bezieht sich auf die Präsenz von Christinnen und Christen im Land.

Eine Variante bezog sich darauf, dass die Pilgerstätten nur noch Steinhäufen, dass das Grab Jesu „ganz leer“ sei, wenn es kein gelebtes Christentum mehr an diesen Orten gebe. Mit den biblischen Texten und Traditionen zu argumentieren, ist in der heutigen, weitgehend säkularen und aus Nationalstaaten bestehenden Welt schwierig, stellt sich jedoch als ein Gegenarrativ zur landfordernden Siedlungspolitik Israels dar.

Die palästinensischen Christinnen und Christen wünschten sich von uns, dass wir gebildet und sensibel mit dem Nahostkonflikt umgehen. Für Pilgerinnen und Pilger heißt dies, sich zu bilden und am besten vor Ort mit Menschen ins Gespräch zu kommen, um die unterschiedlichen Narrative kennenzulernen und eventuelle Feindbilder aufzubrechen.

Anne Kierdorf nimmt ab Herbst am Programm Studium im Mittleren Osten (SiMO) teil und wird dann an der Near East School of Theology in Beirut studieren.

Zwischen allen Stühlen

Wie das Österreichische Pilger-Hospiz in Jerusalem gerettet wurde

Wenn zwei sich streiten, braucht es einen Dritten. Für manche Beobachter des Nahost-Konflikts sind das die Christen des Heiligen Landes. Doch ganz so einfach ist es nicht.

Auf den ersten Blick erscheint die Argumentation schlüssig: Primär wäre es ja ein Konflikt zwischen israelischen Juden und palästinensischen Muslimen, bei dem Christen nicht direkt involviert seien. Christen wiederum fänden leichter Gehör bei Israelis, denen sie durch ihre „westlichen“ Denkhorizonte näherstünden, und als Palästinenser sind sie ethnisch ihren muslimischen Nachbarn verbunden, die sie als Teil des eigenen Volkes betrachteten.

Ich sehe das anders. Christen kommt nicht die Rolle eines Vermittlers im Drama zu. Im Gegenteil: Sie finden sich zwischen allen Stühlen. Was oberflächlich als Vorteil erscheint, entpuppt sich als Nachteil. Für nicht wenige Israelis sind christliche Palästinenser nicht primär Christen und „wesensverwandt“, sondern Palästinenser und damit immer auch ein potenzielles Sicherheitsrisiko. Und für nicht wenige muslimische Palästinenser sind Christen nicht primär Volksgenossen, sondern Christen und ein „Einfallstor“ für westliche (säkulare) Werte und Verhaltensmuster, die man traditionell und religiös bedingt ablehnt.

Was hat das mit unserem Thema zu tun? Als kirchliches Gästehaus sind wir kein normaler Hotelbetrieb. Die meisten dieser Einrichtungen wurden vor 1948 gegründet, also vor der Gründung Israels in der Zeit der Osmanen oder Briten. Aus

deren alten Rechtssystemen rühren Sonderrechte, die uns in der Pandemie bitter einholten. Unsere Häuser genießen nur eine vorläufige Rechtspersönlichkeit, die es erst noch zu definieren gilt. Das große Hindernis auf diesem Weg ist die Steuerfreiheit für kirchliche Einrichtungen, die viele von uns in den letzten Jahrzehnten sehr genossen haben. Sie kann aber auch Probleme schaffen. Konkret bedeutete dies in der Zeit der Pandemie, dass wir nicht zugugsberechtigt waren für staatliche Hilfen, die regulären Hotelbetrieben zugutekamen. Auch staatliche Förderungen aus der Heimat blieben uns verschlossen, schließlich liegen wir in einem anderen Land.

Wir mussten uns selbst retten – oder zugrunde gehen. Unser kleiner, aber sehr feiner Freundeskreis in Österreich und Deutschland sprang für uns in die Bresche. Woche für Woche schrieb ich E-Mails und ging mir dabei – je länger desto mehr – selber auf den Nerv. Jede Woche ein neues Motiv, ein neuer Ansporn, um unsere Freunde zu Hause um ihr Geld zu erleichtern. Das ist nicht leicht, erfordert Kreativität und Hartnäckigkeit; manche nannten es Chuzpe und unverschämt. Ich wusste genau, was sie meinten.

Würden Sie denn spenden für ein Hotel? Sollte sich ein Hotel nicht selbst erhalten können oder eben untergehen, wenn es das nicht mehr kann? Ich jedenfalls spende nicht für ein Hotel. Aber ich spende auch privat für mein Pilger-Hospiz. Denn unser Haus hat nicht nur Geschichte, es hat Tradition. Unser Haus steht nicht in einer „normalen“ Stadt, es befindet sich in der Heiligen Stadt. Un-



Das Österreichische Pilger-Hospiz ist ein kirchliches Gästehaus und kein gewöhnlicher Hotelbetrieb.

ser Haus steht nicht nur im Zentrum der Altstadt, es atmet die Aura des Anfangs: Von hier aus gehen Sie zu jenen Orten, an denen Jesus wirkte. Von hier aus eroberte ein neuer Gedanke die Welt. Jener der Mitmenschlichkeit.

Es macht mich unsäglich dankbar, wie viele Freunde sich von uns haben ansprechen lassen. Durch den einen oder anderen Aspekt, der ihnen zu Herzen geht. Aus dem Pool unserer Adressen waren es exakt 776 Freunde und Freundinnen, die uns durch zwei Jahre Corona mit 940.000 Euro gerettet haben. Für die laufenden Kosten, für jene Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die keine staatlichen Hilfen beziehen konnten. Denn auch das unterscheidet uns von einem Hotel: Wir haben in Zeiten der Krise niemanden einfach auf die Straße gestellt. Wir nicht. Wir übernehmen Verantwortung für die uns anvertrauten Menschen und knien uns rein.

940.000 Euro von 776 Freundinnen und Freunden des Hauses. Das sind im

Schnitt 1.211,34 Euro pro Person. Jede und jeder nach ihren bzw. seinen Möglichkeiten. Für ein Haus, das zwischen allen Stühlen sitzt und dennoch nie aufgibt.

Als ich meine Aufgabe hier als Rektor des Pilger-Hospizes antrat, tat ich einen Höflichkeitsbesuch beim damaligen katholischen Erzbischof. Ich klagte ihm mein Leid, was alles nicht funktionierte. Er lächelte und sagte: „Mein Lieber, Ihre Adresse lautet Via Dolorosa. Und da erwarten Sie eine leichte Aufgabe?“

Im Schatten des Kreuzes spüren wir oft genug die Niederungen menschlichen Lebens und menschlicher Niedertracht. Im Schatten des Kreuzes finden wir aber auch die Kraft, um wieder aufzustehen und den Weg weiterzugehen.

Markus Stephan Bugnyár ist katholischer Priester und seit Mai 2004 Rektor des Österreichischen Hospizes zur Heiligen Familie in Jerusalem.

Lizenz für Gastfreundschaft

Warum die TSS eine Ausbildung in Gastronomie und Hotellerie anbietet

Seit Herbst 2018 bietet die Theodor-Schneller-Schule (TSS) in Amman einen Ausbildungsgang in Gastronomie und Hotellerie an. Zuvor hatten die Verantwortlichen aus dem Berufsbildungsbereich der Schule mehrere Bildungseinrichtungen in der Umgebung besucht und gefragt, welche Berufe junge Menschen interessieren würden.

Gerade von Mädchen hörten sie, dass Gastronomie für sie ein Berufsfeld sei, das sie sich vorstellen könnten. Außerdem stellten sie fest, dass es trotz des großen Interesses an dieser Berufsrichtung keine Ausbildungsangebote für Gastronomie und Hotellerie in der Region Russeifa gibt, wo auch die Schneller-Schule liegt. Und schließlich wussten sie, dass der Bedarf an Arbeitskräften im für Jordanien so wichtigen Tourismussektor hoch ist und weiter wächst.

Die Theodor-Schneller-Schule verfügt schon seit langem über ein eigenes Gästehaus, in dem schon viele Reisegruppen und Einzelreisende auf ihren Touren durch das Land Station gemacht haben. Die Infrastruktur für eine Berufsausbildung im Gastronomie- und Hotellerie-Bereich war also vorhanden und konnte ohne Probleme auch für die Ausbildung genutzt werden.

Nur eine kleine Lehrküche musste noch eingebaut werden, damit die Schule für diesen neuen Ausbildungszweig die staatliche Lizenz bekam. Die Anschaffung der Lehrküche konnte mit Spenden aus Deutschland finanziert werden.

Das Ausbildungsprogramm richtet sich an Schülerinnen und Schüler, die mindestens die zehnte Klasse abgeschlossen haben. Und viele, die sich dafür anmelden, geben laut Khaled Freij, dem Direktor der Theodor-Schneller-Schule, als Begründung an, dass es in dieser Branche so viele und so unterschiedliche Beschäftigungsmöglichkeiten gebe und sie dadurch später auch ein gutes und sicheres Einkommen hätten. Außerdem sei der Tourismus in Jordanien ein Wirtschaftszweig, der nach wie vor wächst und sich entwickelt.

Anziehend für die jungen Menschen ist außerdem, dass das Gastronomie- und Hotellerie-Gewerbe viele Facetten des gesellschaftlichen Lebens umfasst. Es geht um Essen und Trinken, Reisen und Kultur, Begegnung und Austausch, Service und Beratung. Wer in diesem Bereich arbeitet, bekommt automatisch auch viel von anderen Kulturen mit. Deswegen umfasst der Ausbildungsgang an der TSS zum Beispiel neben der orientalischen Küche auch das Zubereiten von Gerichten aus der westlichen Welt, was für die Auszubildenden selbst oft eine Horizonterweiterung ist. Solche Möglichkeiten bieten die klassischen Berufsausbildungen wie im Schreiner-, Schweißer- oder Elektrikerhandwerk schließlich nicht.

Die Absolventinnen und Absolventen des Ausbildungsgangs können sich später auf einem breit gefächerten Arbeitsmarkt umtun. Für sie gibt es Anstellungsmöglichkeiten in der Lebensmittelindustrie, in Hotels und Restaurants, aber auch in Bäckereien, Kon-



Essen



EVS/Kerstin Sommer (2)



für andere zuzubereiten, kann große Freude machen – egal ob orientalisch oder international gekocht wird.

ditoreien, Cafés und anderen Bereichen. Der TSS ist es wichtig, zu ihren Ehemaligen den Kontakt zu halten. Deswegen hat die Schule ein starkes Netzwerk mit allen Absolventen der Gastronomie und Hotellerie aufgebaut. Die meisten sind in der Region Russeifa geblieben.

Wie überall auf der Welt hatte auch die Corona-Pandemie erhebliche Auswirkungen auf den Tourismussektor. Der Flug- und Reiseverkehr kam fast vollständig zum Erliegen. Die Einnahmen brachen ein. Für die Beschäftigten in den Hotels und Restaurants in Jordanien hatte das schwerwiegende Folgen. Viele verloren ihren Arbeitsplatz und hatten keinen Verdienst mehr. Als das Leben jedoch allmählich zur Normalität zurückkehrte, Restaurants und Cafés in Jordanien wieder öffneten und auch die Touristen zurückkamen, nutzte die TSS ihr eigenes Netzwerk und ihre Kontakte und half ihren

ehemaligen Auszubildenden bei der Suche nach neuen Arbeitsplätzen.

Mittlerweile planen die Verantwortlichen eine Erweiterung des Ausbildungsgangs und haben die Lizenz beantragt, dass an der Theodor-Schneller-Schule in Gastronomie und Hotellerie auch ein High-School-Abschluss gemacht werden kann. Daran anschließend können die Absolventinnen und Absolventen an einer Universität das Fach vertiefen und später eine Anstellung im höheren Management von Hotels, Restaurants oder Reiseagenturen finden. Voraussetzung für den Antrag war allerdings, dass die Schule über eine weitere Lehrküche verfügt. Für die Anschaffung derselben hat nun die *Schneller-Stiftung – Erziehung zum Frieden* 15.000 Euro von ihrem Jahresgewinn zur Verfügung gestellt.

Katja Dorothea Buck

Wo einst der Heilige Nikolaus ausruhte

Beit Jala ist guter Ausgangspunkt für Erkundungen im Westjordanland

Die kleine palästinensische Stadt Beit Jala kann keine Pilgerstätten vorweisen. Dafür aber Talitha Kumi, die deutsche evangelisch-lutherische Schule, die einst als Mädcheninternat von den Kaiserswerther Diakonissen in Jerusalem gegründet wurde. Die Schule betreibt ein Gästehaus, in dem Reisegruppen gerne unterkommen, um die politische und religiöse Situation im Land besser zu verstehen.

Beit Jala ist ein schöner Ort in der Nähe von Bethlehem. Die Kleinstadt ist mit dem Bus von Jerusalem aus gut zu erreichen. Es gibt in Beit Jala einige Kirchen und Moscheen, auch ein Heiliger hat hier seine Spuren hinterlassen. Vielleicht war auch Jesus mit seinen Jüngern einmal hier – die Evangelisten haben uns dazu aber nichts überliefert. So ziehen die Pilgerinnen und Pilger an Beit Jala vorbei und machen im benachbarten und wesentlich berühmteren Bethlehem Station. Manche finden auch den Weg ins nahe Beit Sahour. Dort, so wird berichtet, erschien der Engel den Hirten auf dem Felde. Nach Beit Jala schlägt es „Normal“-Reisende oder Pilger dagegen nur selten.

Als ich als junger Mann das erste Mal im Land war, hörte ich jedoch oft von diesem Ort und der dortigen deutschen Schule Talitha Kumi. Mein erster Arabisch-Lehrer in Bethlehem (der übrigens als Kind noch selbst im Syrischen Waisenhaus in Jerusalem unterrichtet wurde) war

BMW/Rendel Freude



Talitha Kumi verbunden und erzählte mir öfter von der Schule. Wenn ich wiederum heute den Namen meines damaligen Lehrers nenne, erinnern sich viele an ihn und sagen dann: „Michael Zabaneh! Das war auch mein Lehrer. Und er hat hier oft Orgel gespielt.“

Auf dem Gelände Talitha Kumis befindet sich neben der Schule auch ein Kindergarten, ein Gästehaus, ein Community College, in dem Köche ausgebildet werden, und ein Umweltzentrum unserer evangelischen Partnerkirche, der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und dem Heiligen Land (ELCJHL).

Das Gästehaus in Talitha Kumi war bis zum Ausbruch der Corona-Pandemie gut besucht. Gruppen trafen sich dort zum Austausch, um sich ein eigenes Bild von der Situation in der Westbank zu machen. Natürlich brachen wie überall im Hotelgewerbe im März 2020 die Besucherzahlen ein. Der Rückgang der Übernachtungen in Talitha Kumi betrug 2020 ungefähr 80 Prozent. Als eines der ersten Gästehäuser in der Westbank erhielt es jedoch im April 2021 bereits wieder die Erlaubnis, unter Hygiene-Auflagen Gäste zu empfangen. Farid Abudayeh, der Leiter des Gästehaus-



ses, investierte dafür einiges an Zeit und Mitteln, um den notwendigen Auflagen gerecht zu werden: die Mitarbeitenden wurden geimpft und entsprechend geschult. Das Material zur Desinfektion wurde bereitgestellt und die Vorrichtungen dafür installiert.

Im Herbst 2021 begannen NGOs, das Gästehaus wieder verstärkt zu nutzen. Es fanden wieder Workshops und Treffen statt; zu Beginn unter strengen Auflagen, die sich mittlerweile – wie überall im Land – gelockert haben.

Die Einnahmen erreichen bis heute bei weitem nicht das Niveau der „Vor-Pandemie-Zeit“. Aber der Beginn des Jahres 2022 erscheint doch vielversprechend, sagt Farid Abudayeh. Weitere NGOs haben das Gästehaus im Frühjahr genutzt. Einige Einzelreisende quartierten sich ein. Bislang fand erst eine Gruppenreise statt, die vom Nahostreferat des Berliner Missionswerkes organisiert wurde. Aber für die zweite Jahreshälfte kündigen sich bereits einige weitere Gruppenreisen an.

Hoffen wir, dass mehr und mehr Reisende und Gruppen den Weg nach Beit Jala finden, wie einst der zu Beginn er-

wähnte Heilige. Kein Geringerer als der Heilige Nikolaus, der in manchen Weltgegenden Kindern die Schuhe mit schönen Dingen füllt, soll in Beit Jala eine Zeit lang in einer Höhle gelebt haben. Die Legende will es, dass Bischof Nikolaus während seiner Pilgerreise nach Bethlehem hier Station machte. Außerhalb der kleinen christlichen Stadt Beit Jala ist dieser Aufenthalt nicht so bekannt. Und es weiß auch keiner so recht, ob es denn stimmt, dass er hier in einer Höhle lebte.

Sollte er aber dagewesen sein, dann hatte der Heilige Nikolaus von seiner Höhle aus einen herrlichen Blick in das Tal, das heute umkämpft ist zwischen jüdischen Israelis und Palästinensern. Wer die politische und religiöse Situation des Landes verstehen will, der kann Beit Jala als Ausgangspunkt für seine Erkundungen nehmen. Es ist dort wie an so vielen Plätzen in Israel/Palästina: ein Ort, der gute Aussichten bietet, aber auch betroffen ist von den jahrzehntelangen Auseinandersetzungen um Land und Heimat und das Recht auf ein freies Leben in Wohlstand.

*Pfarrer Simon Kuntze ist seit Frühjahr 2022
Nahostreferent des Berliner Missionswerkes.*

Lust auf Handwerk und Hotelmanagement

Das ETVTC in Ramallah bietet Jugendlichen zahlreiche Berufsperspektiven

Seit 2001 lädt das Bischöfliche Berufsbildungszentrum in Ramallah (Episcopal Technological and Vocational Training Center, ETVTC) palästinensische Jugendliche ein, sich in technischen und handwerklichen Berufen auszuprobieren. Nicht nur der Ruf von Nicht-Schreibtisch-Tätigkeiten soll damit verbessert werden. Vor allem sollen den jungen Menschen Zukunftsperspektiven aufgezeigt werden, von denen es in diesem Land politisch bedingt nur wenige gibt.

Wir möchten palästinensische Jugendliche dazu animieren, kreative und produktive Mitglieder ihrer Gesellschaft zu werden, indem sie Wissen und Fähigkeiten in technischen Fragen, in Musik, Kunst und Kommunikation erlangen und ein Bewusstsein für interkulturelle Fragen bekommen“, heißt es auf der Homepage der Einrichtung, die seit ihrer Gründung von Giovanni Anbar geleitet wird. Nach Abschluss seines Maschinenbaustudiums in Österreich war er 1996 in seine Heimat zurückgekehrt. „Es ist mir ein großes Anliegen, an der Entwicklung des Berufsbildungssystems in Palästina mitzuwirken“, sagt Anbar, der aufgrund seines Vornamens immer wieder klarstellen muss, dass er weder Italiener sei, noch italienische Wurzeln habe. „Ich bin in Jerusalem geboren und aufgewachsen.“

Fünf Jahre lange habe er in einem von der Schweiz finanzierten Projekt an der Entwicklung des palästinensischen Berufsbildungssystems und einer nationalen Bildungsstrategie mitgearbeitet, bis er vor 22 Jahren von der anglikanischen Kirche,

zu der auch die Theodor-Schneller-Schule in Amman gehört, angefragt wurde, das ETVTC in Ramallah aufzubauen. Die Räume des ehemaligen Jungenwohnheims der Diözese standen leer, weil durch die Blockaden infolge des Konflikts immer weniger Jungen von den umliegenden Dörfern nach Ramallah konnten.

Heute nehmen mehr als 350 Schülerinnen und Schüler aus unterschiedlichen Schulen in Ramallah am Technologieprogramm des ETVTC teil. Sie können sich in den Werkstätten und Labors der Einrichtung in technischen und handwerklichen Fähigkeiten ausprobieren. Ihre Lehrerinnen und Lehrer nutzen dies als sinnvolle Ergänzung für ihren Technologie-Unterricht.

Für ausgewählte Schülerinnen und Schüler der Klassen 11 und 12 bietet das



Die künftigen Gastro-Fachkräfte müssen sowohl kochen als auch mit ausländischen Gästen umgehen können.

ETVTC ein zweijähriges Begleitprogramm an, in dem sie Grundwissen in Elektronik aufbauen und lernen Computer zu warten und zu reparieren. Nach Abschluss können sie dann als Techniker in der wachsenden IT-Industrie Palästinas arbeiten und Programme in Java und anderen Sprachen entwickeln. „Computerarbeit ist nicht auf eine lokale Präsenz angewiesen, was diesen Berufszweig für Jugendliche in den besetzten Gebieten besonders interessant macht“, sagt Anbar. Als Dienstleister könnten sie so auch Aufträge von Kunden außerhalb der Region übernehmen.

Herzstück des ETVTC ist allerdings die Hotelfachschule, in der derzeit rund 100 Berufsschülerinnen und -schüler eine zweijährige Vollzeitausbildung in Gastronomie und Hotelmanagement machen. „Auch wenn der Tourismus im Westjordanland nicht sehr stark entwickelt ist, steigt die Nachfrage nach Hotels und Restaurants für Pilger und Besucher des Heiligen Landes“, sagt Anbar. „Unsere Hotelfachschüler haben große Chancen, nach

ihrem Abschluss eine Stelle in den besten Restaurants und Hotels der Region zu finden.“

Vorteilhaft für die Ausbildung ist, dass das ETVTC ein eigenes Gästehaus betreibt. Das „St. Andrew's“ ist integraler Bestandteil des Programms der Hotelfachschule. Die Schülerinnen und Schüler lernen auf ganz praktische Weise, was in der Hauswirtschaft und im Umgang mit internationalen Gästen wichtig ist. Und sie verbessern ihre Englischkenntnisse. Denn vor allem Kultur- und Musikgruppen, lokale Institutionen und Nichtregierungsorganisationen, Partner und Freunde der Kirche kommen im „St. Andrew's“ unter. Sommerlager der Kirchen werden dort abgehalten und internationale Organisationen bringen dort gerne ihre Freiwilligen und internationalen Mitarbeiter unter, die in Ramallah arbeiten.

Immerhin ist Ramallah das politische und wirtschaftliche Zentrum der Westbank. Bis 1967 war die Stadt, die knapp 20 Kilometer nördlich von Jerusalem liegt, ein beliebtes Sommerrefugium für arabische Touristinnen und Touristen aus Kuwait, Irak und Saudi-Arabien. Heute ist sie die am schnellsten wachsende Stadt in Palästina mit seinen vielen Museen, Kunstgalerien, Restaurants und Hotels. Die Palästinensische Autonomiebehörde und zahlreiche Ministerien, Behörden und Nicht-Regierungsorganisationen haben hier ihren Sitz. „Unsere Studierenden lernen so in einem Umfeld, das dem Standard entspricht, welchen internationale Gäste erwarten“, sagt Anbar. Dies verbessert ihre späteren Jobaussichten enorm.

Katja Dorothea Buck



ETVTC (2)

Auch die hohe Kunst des Flambierens wird in der Hotelfachschule weitergegeben.

Wenn die Kirche das Pilgern verbietet

Für viele koptische Christinnen und Christen ist Pilgern ein wichtiger Teil ihres gelebten Glaubens. Immer wieder machen sie sich in großen Gruppen oder allein auf zu Klöstern, Kirchen und Heiligen Stätten, wie den Orten, wo die Heilige Familie auf ihrer Flucht vor Herodes in Ägypten vorbeigekommen sein soll.

Doch nach Jerusalem zu pilgern war ihnen lange Zeit verboten. 1979 hatte der damalige Papst Schenuda III., Oberhaupt der koptisch-orthodoxen Kirche, Pilgerfahrten ins Heilige Land verboten. Hintergrund war der arabisch-israelische Konflikt. Wie überall im arabischen Raum sah sich die koptische Kirche an der Seite der Palästinenserinnen und Palästinenser. Und ein Kopte hatte deswegen nichts in dem jüdischen Staat Israel zu suchen, solange die Besatzung andauert – auch nicht als Pilger.

Nach seinem Tod im März 2012 gingen die ersten Koptinnen und Kopten aber an, sich über dieses Verbot hinwegzusetzen. Öffentlich und kirchenintern wurde immer wieder die Frage gestellt, ob das Verbot der Pilgerreisen nicht überholt sei. In der Karwoche 2014

kamen bereits 90 koptische Christen ins Heilige Land.

Schenudas Nachfolger, Papst Tawadros II., sorgte schließlich für Klarheit, als er im November 2015 selbst mit einer hochrangigen Delegation seiner Kirche nach Jerusalem reiste. Seither erfüllen sich immer mehr Koptinnen und Kopten den großen Herzenswunsch: einmal im Leben in der Heiligen Stadt zu beten. Dieses Jahr waren es bereits 4000, die sich in der Karwoche auf den Weg nach Jerusalem machten.

(kb)



Uwe Gräbe

Lange Zeit
ein seltener Anblick in
Jerusalem: ein koptischer
Oster-Pilger.

Geld für eine neue Elektrowerkstatt

Khirbet Kanafar (EVS). Die Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) soll eine neue Elektrowerkstatt bekommen. Wie auch das alte Schreinereigebäude, das durch Erdbebewegungen so starke Setzrisse bekommen hatte, dass die Statik massiv in Mitleidenenschaft gezogen war, ist auch das Gebäude, in dem junge Männer zu Elektrikern ausgebildet werden, nicht mehr sanierbar.

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen hat deswegen beschlossen, der Schule 130.000 Euro für den Bau einer neuen Elektrowerkstatt zur Verfügung zu stellen. Auch das Präsidium der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) hat die Zuweisung dieser großen Summe mittlerweile genehmigt. Mit den Arbeiten soll so schnell wie möglich begonnen werden.

Stiftungsgelder für Lehrküche und Turnhalle

Stuttgart (EVS). Einmal im Jahr entscheidet das Kuratorium der *Schneller-Stiftung – Erziehung zum Frieden* darüber, was mit den Stiftungserträgen geschehen soll. Im Juli hat das Gremium nun beschlossen, dass beide Schulen jeweils eine Summe von 15.000 Euro zur Verfügung gestellt bekommen. Die Theodor-Schneller-Schule (TSS) wird das Geld für eine zweite Lehrküche verwenden. Damit sind dann die Voraussetzungen erfüllt, damit die TSS ihr Ausbildungsangebot im Bereich Gastronomie und Hotelmanagement so erweitern kann, dass die jungen Leute dort auch einen High School-Abschluss machen können. Absolventinnen und Absolventen können dann ein Studium in Hotelmanagement anschließen.

15.000 Euro gingen auch an die Johann-Ludwig-Schneller-Schule, die mit dem Geld die Hermann-Schneller-Halle renovieren will. In der Zeit, in der die Schreinereiausbildung wegen statischer Probleme nicht mehr in der alten Werkstatt und noch nicht in der neuen Werkstatt stattfinden konnte, hatten die Lehrlinge und ihre Ausbilder samt aller Maschinen Unterschlupf in der Hermann-Schneller-Halle gefunden. Jetzt hat die Halle eine gründliche Renovierung nötig, damit sie bald wieder als Mehrzweckhalle für Schulfeste und Sport-Unterricht genutzt werden kann. Von dem Geld sollen auch Turngeräte angeschafft werden.

Claudia Rammelt wird neue SiMO-Beirats-Vorsitzende

Stuttgart (EMS/EVS). Die Theologin Dr. Claudia Rammelt folgt Professor Dr. Martin Tamcke in seiner Funktion als Vorsitzender des SiMO-Beirats. Tamcke hat das „Studienprogramm im Mittleren Osten“ vor zwei Jahrzehnten mit auf den Weg gebracht und es über all die Jahre mit seiner Fachkompetenz und viel persönlichem Engagement begleitet.

Mit seinem Eintritt in den Ruhestand hat jetzt Dr. Claudia Rammelt den Beirats-Vorsitz übernommen. Sie hat während ihres Studium selbst am SiMO-Programm teilgenommen und ein Jahr an der Near East School of Theology in Beirut studiert. Seither ist sie SiMO eng verbunden und setzt sich auch in ihrer Arbeit mit Studentinnen und Studenten der Ruhr-Universität Bochum dafür ein, dass junge Theologiestudierende erfahren, wie gewinnbringend der Austausch mit nächstlichen Christen sein kann.

Die Hoffnung bewahren und Träume verwirklichen

Wie die Schneller-Schulen jungen Menschen eine Zukunft geben

„Sie sollen in Ehren ihr Brot essen“. Mit diesem Ziel gründete Johann Ludwig Schneller 1860 das Syrische Waisenhaus in Jerusalem. Auch die Nachfolgeeinrichtungen, die beiden Schneller-Schulen im Libanon und in Jordanien,

arbeiten noch heute nach diesem Motto. Mit Erfolg, wie die Besuche bei ehemaligen Schülern und bei den Eltern von derzeitigen Kindern an der Schule zeigen. Martina Waiblinger hat sich auf den Weg zu ihnen gemacht.

»Ohne Schneller hätte ich das nicht geschafft«

Mohammed Sroujis Autowerkstatt liegt in einer quirligen Straße in Saad Nail, einer Kleinstadt in der Nähe von Chtoura. Eine Werkstatt reiht sich hier an die andere. Und alle sind kaum größer als eine

Garage. Mehr als ein oder zwei Autos passen nicht hinein. Es ist einiges los bei ihm – ein Kommen und Gehen von Kunden, Nachbarn und syrischen Flüchtlingen, die um etwas Geld bitten. Mohammed ist



Martina Waiblinger (2)

„Ich wollte unbedingt meine eigene Werkstatt“, sagt Mohammed Srouji.



Mohammed Srouji mit seinen beiden Mitarbeitern Fadi und Mohammed.

stolz auf das, was er erreicht hat. Selbst in der Wirtschaftskrise läuft das Geschäft mit den Autos.

Fünf Jahre, von 2009 bis 2014, hat er in der Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) und in der Kfz-Werkstatt gelernt. In dieser Zeit reifte sein Entschluss, dass er unbedingt eine eigene Werkstatt haben und so seinen Lebensunterhalt verdienen wollte. Nach seinem Abschluss heuerte er für ein Jahr in einer anderen Werkstatt an, um Berufserfahrung zu sammeln. Dann, 2015, machte er sich selbstständig. Stück für Stück begann er, seine eigene Werkstatt aufzubauen. Inzwischen läuft sie ordentlich und er kann mit seiner Frau – sie haben Anfang des Jahres geheiratet und warten auf Nachwuchs – ganz gut davon leben. Unterstützung hat er von zwei Mitarbeitern – Fadi ist seit einem Jahr, Mohammed ist seit vier Jahren bei ihm.

Auf die Frage, ob Schneller etwas mit seinem Erfolg zu tun habe, antwortet der 28-Jährige ganz spontan: „Ohne Schneller hätte ich das nicht geschafft. Mein Leben wäre anders verlaufen. Irgendwann hat es bei mir einen Klick gemacht und mir wurde klar, dass ich eine eigene Werkstatt möchte. Ohne Schneller hätte ich nicht in dieser Disziplin an meinem Traum arbeiten und mir so ein gutes Leben aufbauen können.“

Er hat gute Erinnerungen an die Schneller-Schule, war gerne dort. Besonders in Erinnerung sind ihm das Essen, das Lernen und vor allem die Weihnachtszeit – mit den Liedern, den Geschenken und den Geschichten. Mitgenommen hat er für sich die Idee des Zusammenlebens verschiedener Religionen, den Respekt vor anderen und dass man das Leben genießen soll. Und da ist noch etwas: „Wenn ich morgens aufstehe, mache ich zuerst mein Bett. Das ist in mir drin – alles muss immer ordentlich sein. Ich kann auch putzen und abwaschen.“

Sein Vater war Lastwagen-Fahrer, ist aber seit längerer Zeit arbeitslos. Mohammed hat eine Schwester und zwei Brüder. Zuhause hatte er keinen Platz zum Lernen und Geld war immer ein Problem. Die Schneller-Schule war für ihn von Anfang an ein Glück. Ob er seine Kinder dorthin schicken würde? Im Prinzip ja, aber bei den momentanen Transportkosten wäre daran nicht zu denken. Aber das kann sich ja noch ändern. Auf alle Fälle sollen seine Kinder eine gute Ausbildung genießen, damit sie später auch gut verdienen können.

»Schneller hat mein Leben stark beeinflusst«



Rojeh Bou Malhab wäre wohl Soldat geworden, wenn es die Schneller-Schule nicht gäbe.

privat
Stolz kann auch die Familie von **Rojeh Bou Malhab** sein. Der heute 38-Jährige war von 1993 bis 2002 in der Johann-Ludwig-Schneller-Schule. Diesen Sommer hat er in Qab Elias geheiratet, woher er stammt. Bereits seit 2006 lebt Rojeh in Katar und arbeitet als Corporate Sales Manager für die Alman Group. Er verdient sehr gut und unterstützt seine verwitwete Mutter, die Familie seines Bruders und die Familie, in der er aufgewachsen ist.

Auf die Frage, welchen Einfluss die Schneller-Schule auf ihn hatte, meint Rojeh: „Schneller hatte einen großen Wert für mein Leben und hat mich stark beeinflusst. Die Erziehung dort hat bewirkt, dass ich unabhängig werden konnte, dass ich alle Menschen mit all ihren Unterschieden respektiere. Wäre ich nicht dort gewesen, wäre ich wahrscheinlich Soldat geworden.“

»Wenigstens die Kinder sind gut in all den Krisen versorgt«

Dass ihre Kinder einmal gut ihren Lebensunterhalt verdienen können, hoffen auch **Adel Taasher** (46) und seiner Frau **Raschida** (39). Die sunnitische Familie lebt in sehr ärmlichen Verhältnissen in einem Beton-Rohbau in Qab Elias, rund 20 Kilometer entfernt von der Johann-Ludwig-Schneller-Schule in Khirbet Kanafar. Seit einem Jahr sind drei ihrer vier Kinder im Internat der Schule, der siebenjährige **Ahmad**, der vierjährige **Khalifa** und die fünfjährige **Rajja**. Das Mädchen ist heute zuhause, weil sie Zahnschmerzen hat. Ein Zahn muss ihr gezogen werden. Nummer vier, der einjährige Khaled, ist natürlich noch bei seinen Eltern.



Ahmad und Khalifa sind gerne an der Schneller-Schule.

Martina Waiblinger



Die Eltern Adel und Raschida Taasher mit den beiden jüngsten ihrer vier Kinder. Die fünfjährige Rajja geht eigentlich auch schon in die Schneller-Schule. Heute hat sie aber Zahnweh.

Von Nachbarn hatten die Eltern gehört, dass es das Schneller-Internat gibt, in dem die Kinder Bildung, Essen und eine gute Betreuung erhalten. Sie haben sich dort gemeldet – und die drei Größeren wurden akzeptiert. Dass es sich um eine christliche Schule handelt, ist für sie kein Problem. Das Ehepaar ist sehr dankbar dafür, dass ihre Kinder jetzt während der Wirtschaftskrise gut versorgt sind. Der Vater, ein Tagearbeiter, verdient rund drei Dollar am Tag – vor der Krise bekam er mehr als das Zehnfache. Das Geld reicht gerade für Milch und die Pampers für den kleinen Khaled, sowie das Nötigste zum Essen.

Wenn man die in den rohen Betonbau eingebaute Wohnung betritt, kommt man in einen Raum mit zwei Bodenmatten und dann in einen kleinen Durchgang, der als Küche genutzt wird. Im Vorratsregal sieht man kaum Lebensmittel, nur ein paar Einmachgläser. Dahinter kommt man in das Schlafzimmer der Eltern und zu einer To-

ilette mit Waschbecken. Im Winter holt Adel Taasher Holz aus dem Wald, um wenigstens einen Raum ein bisschen heizen zu können. Wasser bekommen sie von der Regierung und müssen dafür umgerechnet 40 Dollar im Jahr zahlen. Auch medizinische Unterstützung könnten sie in der nächsten Stadt von der Regierung erhalten, für den Transport dorthin fehlt aber das Geld. Deshalb sind sie so froh, dass drei ihrer Kinder jeden Tag zu essen haben und etwas lernen. Später können sie dann arbeiten und ihre Eltern unterstützen. Das ist der Plan. Und das erfüllt die Eltern mit Zuversicht und Stolz.

Martina Waiblinger kennt die Arbeit der Schneller-Schulen seit Jahrzehnten. Bis 2003 war sie Redakteurin des Schneller-Magazins und hat auch danach die Schulen immer wieder besucht. In den letzten Jahren hat sie sich auch im Vorstand des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS) engagiert.

Ein vielsprachiger Jubiläums-Ohrwurm

Die TSS steuert fürs EMS-Jubiläum ein eigenes Musikvideo bei

Die Evangelische Mission in Solidarität (EMS) feiert 2022 ihr 50-jähriges Bestehen. Dafür wurde eigens ein Jubiläumssong komponiert. Das Lied hat Menschen in Deutschland, Indien, Indonesien, Japan, Korea, Südafrika und im Libanon zum Mitmachen bewegt. Auch aus Jordanien kam eine eigene Version des Liedes. Qamar Badwan, Musiklehrerin an der Theodor-Schneller-Schule (TSS) und professionelle Sängerin, hat mit den Kindern an der Schule ein mitreißendes Musikvideo aufgenommen.

Gemeinden und Gruppen der EMS-Gemeinschaft in Afrika, Asien, Europa und dem Nahen Osten waren im Jubiläumsjahr eingeladen, ihre besonderen musikalischen Talente zu nutzen – zu singen, Gitarre, Klavier, Trompete, Trommel oder sonst ein Instrument zu spielen und das Jubiläumslied auf eigene, kreative Weise umzusetzen. Das Ergebnis sollte als Video zurück nach Stuttgart geschickt werden.

Diese Idee wurde auch an der TSS in Jordanien aufgegriffen. Die erst im vergangenen Jahr eingestellte Musiklehrerin und Sängerin Qamar Badwan hat mit den Schulkindern das Lied einstudiert und für das Musikvideo eine bezaubernde Choreografie entwickelt. Was auf dem Video unbeschwert und fröhlich wirkt, ist eigentlich ein kleines Wunder: Jahrzehntlang hatte es an der TSS keinen Musik-Unterricht mehr gegeben. Erst durch eine Großspende der württembergischen Landeskirche war kontinuierlicher Musikunterricht wieder möglich geworden.

„Zusammen sind wir stärker!“ – so schallt es im Video auf Arabisch über das Gelände der TSS. „Die Leichtigkeit, Freude und das offensichtliche Selbstvertrauen, das die Kinder auf dem Video ausstrahlen, haben mich tief berührt“, sagt Uwe Gräbe, der Geschäftsführer des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS). Der EVS ist Gründungsmitglied in der EMS. Einige der Kinder im Video habe er wiedererkannt, sagt Gräbe: den Jungen, der regelmäßig von seinem Vater verprügelt wurde, bevor er an die TSS kam. Oder den Jugendlichen, der schon mit zwölf Jahren als Tagelöhner arbeiten musste, um das Familieneinkommen zu verbessern. „Es ist unglaublich, wie sie aufgeblüht sind!“

Die Originalversion des Jubiläumsliedes stammt aus der Feder von Pfarrer und



Kinder der Theodor-Schneller-Schule singen zusammen mit

Künstler Fabian Vogt. Ihn hatte die EMS beauftragt, ein Jubiläumslied zu komponieren. Herausgekommen ist ein echter Ohrwurm mit dem Titel „Together we are free“, auf Deutsch „Zusammen sind wir frei“. Es ist ein Lied über Gemeinsamkeiten und Unterschiede und über eine Welt, in der wir gemeinsam stärker sind. Um es interessierten Gruppen leichter zu machen, eine eigene Liedversion zu produzieren, stellte die EMS auf ihrer Homepage Noten, Texte und Playbacks zum Download zur Verfügung. Später kamen noch ein Karaoke-Video sowie eine Chor- und Bläserversion hinzu.

Neben dem Video der TSS wurden bisher 15 weitere produziert. Das erste Video kam aus dem indischen Kerala von 18 Studierenden des United Theological Seminary. Die Interpretationen gehen von klassisch, über witzig, mitreißend, überraschend bis berührend. Mit dabei ein Chor aus Crailsheim, eine südafrikanische

Brass Band, indische Tänzerinnen, Solisten, eine Kachel-Zoom-Version, Kinder, Studierende, Erwachsene und sogar eine Gehörlosengruppe aus Indonesien. „Jedes Mal, wenn uns eine neue Interpretation des EMS-Jubiläumssongs zugeschickt wurde, waren wir begeistert von der Kreativität und der Leidenschaft, mit der die Menschen dieses Lied zu ihrem Lied gemacht haben“, sagt Vogt.

Reichtum einer weltweiten, christlichen Gemeinschaft

Das Spektrum der musikalischen Rücksendungen ist riesig und geht von einfacheren Handyaufnahmen bis zu Musikvideos mit perfekter Kameraeinstellung, Schnitten und Gesang wie in dem Beitrag der TSS. Allen gemein ist aber die Freude und der Stolz, mit ihrem Beitrag die christliche Gemeinschaft der EMS zu bereichern. „Der Funke ist definitiv übergesprungen. Besonders beeindruckt hat mich die Idee einer jungen Pfarrerin aus Indonesien, das Lied im Musikunterricht einer christlichen Gehörlosen-Gemeinschaft in Gebärdensprache umzusetzen“, sagt EMS-Generalsekretär Dieter Heidtmann. Diese einzigartige Interpretation wurde auch in die Gottesdienstmaterialien für den 18. September eingearbeitet, dem Tag, an dem die Gemeinden der EMS-Mitgliedskirchen eingeladen waren, das EMS-Jubiläum in einem weltweit spannenden Gottesdienst mitzufeiern. Alle Videos und der Zusammenschnitt sind unter www.ems-online.de/gottesdienst abrufbar - reinschauen lohnt sich!

Ulrike Pfab leitet die Kommunikationsabteilung der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS).



Qamar Badwan

Qamar Badwan ihre Version des EMS-Jubiläumssongs.

Mehr Jugend, mehr Frauen, mehr Eigenverantwortung

Aufbruch in der Trägerkirche der Theodor-Schneller-Schule

„Gott hat euch nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“

„Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid das Licht der Welt.“ Die Bibelverse, die die anglikanische Synode in Amman vom 13. bis 16. Juni 2022 prägten, waren ursprünglich Zuspruch und Stärkung für Gemeinden, die mitten in Bedrängnis und vor großen Herausforderungen stehen. Heute ist die Diözese von Jerusalem in einer solchen Situation.

Die Herausforderungen der Trägerkirche der Theodor-Schneller-Schule (TSS) sind enorm: Die finanzielle Situation ist extrem angespannt; überkommene, starre Strukturen verhindern oft dringend notwendige Maßnahmen. Und bei alledem werden von der Kirche Antworten erwartet auf eine sich immer mehr zuspitzende Welt-situation sowie die besonderen Herausforderungen in den Ländern der Diözese – nämlich dem Libanon, Jordanien, Syrien, Palästina und Israel. Bei der Synode in Amman trieb der neue Erzbischof, Hosam Naoum, seine Synodalen immer wieder an, sich diesen Herausforderungen aktiv und in großer Demut zu stellen.

Bis November sind zahlreiche Gremien, Kirchengemeinderäte und Verwaltungsräte von Werken und Einrichtungen neu zu besetzen. Damit dies nicht nur ein Routinevorgang ist, war die Synode von November auf den Juni vorgezogen worden. Welche Qualifikation soll jemand mitbringen, der in der Kirche Leitungs-

In Demut dienen, und sei's bei der Morgenandacht neben Canon Fuad Dagher am Keyboard. Der neue Erzbischof Hosam Naoum (rechts) setzt unverkennbare Akzente in der Synode.



verantwortung übernimmt? Der Erzbischof drängte auf Antworten. Von Arbeitsgruppe zu Arbeitsgruppe wanderte er, blitzwach, immer wieder ermunternd, aber auch fordernd.

Es geht ihm um „dienende Leitung“ (servant leadership): Integer, bescheiden, ohne Macht. Es dürfe einfach nicht mehr sein, dass jemand in einem Gremium sitze, nur weil dessen Familie seit Generationen ein „Abonnement“ auf diese Honoratiorenposition habe, oder weil er mit diesem Posten belohnt werde für seine Loyalität zum Bischof oder Ortspfarrer. Jeder, der für ein Gremium kandidiert, solle zunächst öffentlich erklären, welchen Mehrwert er oder sie in dieses Gremium einbringen wolle. Als kurz darauf das erste Gremium neu besetzt wird, der wichtige Exekutivausschuss der Synode, fällt die Wahl unter anderem auf Pfarrer Khaled Freij, den Leiter der Theodor Schneller-Schule – einen erfahrenen Pastoraltheologen.



EMS/Gräbe

Für die Synode selbst wurden gleich Nägel mit Köpfen gemacht: Ab der nächsten Tagung sollen die Jugenddelegierten Sitz und Stimme haben – nicht mehr nur eine beobachtende Funktion. Und der Frauenanteil soll verpflichtend von jetzt bereits über 40 Prozent auf 50 Prozent erhöht werden. Auch das geistliche Amt bekommt den neuen Wind zu spüren: Das Diakonat (die Weihestufe unter den Pfarrern) wird ab sofort für Frauen geöffnet. Und es werden verpflichtende pastorale Arbeitsgruppen gebildet, um die Pfarrer aus ihrer Einzelkämpfer-Existenz zu holen.

Dienende Leitung: Es ist spürbar, dass der Erzbischof selbst mit gutem Beispiel vorangehen will. So moderiert er die Prozesse, statt zu diktieren – und setzt sich bei der Morgenandacht auch einmal neben den Organisten, um die Gebete musikalisch zu begleiten. Die Frage nach den Finanzen bleibt bei alledem nicht unbeachtet: Bislang stellen die Mieteinnah-

men den mit Abstand größten Posten im Haushalt der Kirche dar, gefolgt von Spenden aus dem Ausland. Demgegenüber sei nun aber auch die Verantwortung der eigenen Gemeinden und Einrichtungen zu stärken. Jede diakonische, medizinische oder Bildungseinrichtung, jede Gemeinde habe ihren Beitrag zum Gesamthaushalt zu leisten. Einige Gemeinden und Schulen schaffen dies gut – andere hingegen haben Kredite bei der Kirche aufgenommen, deren Rückzahlung nicht gesichert ist. Hier müsse sich noch manches entwickeln.

Als Nahostreferent der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) und Geschäftsführer des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS) konnte ich in die Haushaltsplanung schauen und erleichtert feststellen, dass kein finanzieller Beitrag von Seiten der Theodor Schneller-Schule im Haushalt eingeplant ist. Angesichts der Kinder aus armen und zerbrochenen Familien, die diese Schule besuchen und deren Familien kein Schulgeld zahlen können, ist dies tröstlich.

Die Grußworte und Wortbeiträge der internationalen Partner – aus den USA, aus England und aus der EMS – waren dann auch vor allem eines: Eine energische Ermutigung an die Synode und an ihren zupackenden Erzbischof, den eingeschlagenen Weg der Reformen beherzt weiterzugehen: In Bescheidenheit, Bereitschaft zum Dienst und der Gewissheit, dass Gott seiner Gemeinde keinen Geist der Furcht gegeben hat, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.

Uwe Gräbe

Butterbrezel und Falafel, Gottesdienst und Muezzin

Ehemalige erinnern sich

Melissa Kohler hat 2010/2011 als Volontärin an der Theodor-Schneller-Schule (TSS) in Amman gearbeitet. Sie hat im Anschluss daran Psychologie studiert und ist heute selbst Mutter von drei Kindern.

» Wenn ich an mein Jahr in der TSS denke, fallen mir viele Gegensätze ein: ein heißer Sommer mit Schwimmen im Pool, und gleichzeitig habe ich selten so gefroren wie im jordanischen Winter; Heimweh bei meiner Ankunft und Abschiedsschmerz am Ende des Schuljahres, der beste Hummus und frische Falafel und gleichzeitig der große Wunsch nach einer Butterbrezel oder einem Vollkornbrot; Gottesdienst und Muezzin – all das gehört für mich zu Jordanien.

Besonders war für mich auch die Gemeinschaft mit den anderen Freiwilligen. Der Austausch direkt vor Ort, das gemeinsame Lachen, kleine Erfolge feiern, trösten, Krankheiten überstehen, das Leben und zeitweise auch Zimmer zu teilen hat uns zusammengeschweißt. Viele Abende haben wir in unserer kleinen, gemeinsamen Küche verbracht, und zusammen haben wir Reisen unternommen. Teilweise haben wir heute noch Kontakt. Die Zeit in der TSS hat mir aber nicht nur gute Freunde geschenkt, sondern die Arbeit mit den Kindern hat auch meinen Berufswunsch verändert und darüber bin ich sehr froh.

Ich frage mich immer wieder, was wohl aus „meinen“ Jungs von damals geworden ist: aus dem schüchternen Mahmood, dem quirligen Yusef, dem kleinen Gazim und all den anderen. Die Begeisterung für „Shaun das Schaf“ hat sicher nachgelassen. Aber ich könnte mir vorstellen, dass sie immer noch so gerne Fußball spielen. Es wäre sicher spannend, sie alle wiederzutreffen und bei Hummus und Falafel zu erzählen, wie es ihnen geht und was sie bewegt. Dafür müsste ich allerdings vorher mein Arabisch noch ordentlich aufbessern.



Melissa Kohler – hier vor elf Jahren an der TSS – würde gerne wissen, was „ihre“ Jungs heute so machen.

In meinem Jahr an der TSS habe ich die jordanische Kultur kennengelernt und gleichzeitig auch gemerkt, wie „deutsch“ ich selbst in manchem bin. Die Schneller-Arbeit fasziniert mich bis heute. Es ist so wichtig, solche Orte der Begegnung zu schaffen. Hier lernen die Kinder von klein auf, dass friedliches Miteinander möglich ist trotz unterschiedlicher Herkunft oder Religion. Ich kann es jedem nur empfehlen, sich auf so

ein Abenteuer einzulassen. In Deutschland gefasste und vorbereitete Pläne lässt man aber am besten zuhause. Denn erst vor Ort merkt man, wo man sich einbringen kann und welche Möglichkeiten und Grenzen es gibt. Die Winterjacke sollte man aber beim Packen nicht vergessen.

Vier Generationen Palästina-Flüchtlinge

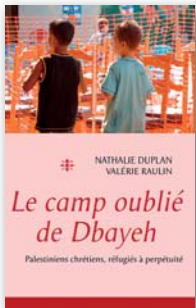
Wenn es um christliche Themen aus dem Libanon geht, dann führt an französischsprachiger Literatur oft kein Weg vorbei. Die beiden französischen Journalistinnen Duplan und Raulin zeichnen in diesem Büchlein ein einzigartiges, ebenso einfühlsames wie mitreißendes Mosaik des Lebens in Dbayeh – einem palästinensischen Flüchtlingslager am nördlichen Stadtrand von Beirut. Es handelt sich hierbei um das einzige christliche Flüchtlingslager im Libanon. Seine Einwohner sind ganz überwiegend Nachfahren grie-

Herz gewachsen sind. Die Erzählperspektive ist dabei gewiss nicht immer „neutral“ – aber jederzeit fair und sachgerecht.

Berührungspunkte zur libanesischen EMS-Mitgliedskirche gibt es auch – gehört ihr doch das Grundstück am Rande des Camps, auf dem die Carmel-Mission vor dem Libanesischen Bürgerkrieg eine Schule betrieb, die ab 1975 jedoch von den Kriegsparteien verwüstet wurde. Dieses Grundstück findet in dem Buch (Seite 75) lediglich als eine vermüllte Brache Erwähnung, auf der sich junge Männer zum Kebab-Grillen und Wasserpfeife-Rauchen treffen. Ob hier wohl zukünftig wieder pädagogische Arbeit stattfinden wird – die, wie das Buch plausibel bezeugt, von den Kindern des Camps so dringend gebraucht würde?

Obwohl „Das vergessene Flüchtlingslager von Dbayeh“ nun schon seit fünf Jahren auf dem Markt ist, wäre ihm dringend noch eine deutsche oder zumindest englische Übersetzung zu wünschen. Es macht das Drama von vier Generationen palästinensischer Flüchtlinge anschaulicher als manche theoretische Abhandlung und zeigt zudem, warum sich in einer solchen vererbten Krisensituation eine christliche Gemeinschaft bewusst von ähnlichen muslimischen Ansiedlungen unterscheidet. In den O-Tönen der Christinnen und Christen von Dbayeh wird immer wieder deutlich, wie sehr sich diese von ihren Geschwistern im „Westen“ verraten fühlen, wenn der gemeinsame Glaube bei den Prioritätensetzungen in der humanitären Hilfe so gar keine Rolle zu spielen scheint.

Uwe Gräbe



Nathalie Duplan, Valérie Raulin

Le camp oublié de Dbayeh.

Palestiniens chrétiens,

réfugiés à perpétuité

Books on Demand 2018

240 Seiten

14,99 Euro (E-Book);

19,00 Euro (Paperback)

chisch-katholischer (melkitischer) Christinnen und Christen, die 1948 aus al-Bassa geflohen sind – einem Ort in Obergaliläa, auf dessen Territorium sich heute der israelische Kibbutz Shlomi befindet.

Die Stärke des Buches besteht in den konkreten Lebensgeschichten ganz unterschiedlicher Menschen, die hier mit dem Alltagsgeschehen der Gegenwart sowie mit überaus hilfreichen Hintergrundinformationen zu den Entwicklungen im Nahen Osten der letzten acht Jahrzehnte zu einem faszinierenden Gesamtbild verwoben werden. Man spürt in jeder Zeile, wie diese Menschen den Autorinnen ans

Heilige Bauten, inspirierte Architektur

Jerusalem: Das war und ist immer gebaute Vision – oder auch Inspiration für Architektur in allen drei monotheistischen Religionen. Drei angesehene, deutsche Wissenschaftler gehen diesem Phänomen nach. So erkundet Stefan Schreiner das gerade für die jüdische Tradition so wichtige Thema des „Dritten Tempels“, der zur großen, endzeitlichen Vision des Wieder-

mit Gott, wie sie der Prophet Mohammed erlebte. Sein Anspruch war es, die Religionen zu reinigen und mit dem Islam die „wahre“, monotheistische Religion zu etablieren. Als die Muslime 635 Jerusalem eroberten, war der jüdische Tempelplatz in einem desolaten Zustand. Jüdische Wiederaufbaupläne wurden nicht verfolgt, der heilige Ort der Juden vielmehr islamisch überbaut. In der Kreuzfahrerzeit errichteten die Eroberer im Felsendom einen christlichen „Templum Domini“, der nach der Rückeroberung wieder zum islamischen Sakralbau wurde. Der Felsendom inspirierte zahlreiche Nachbauten. Mit dem Aufkommen des Palästina-Konflikts wurde der Felsendom weltweit zum islamischen Sehnsuchtsort und zum Symbol des auch religiös aufgeladenen Widerstands gegen die israelische Besatzung.



Albert Fuess/ Volker Leppin/ (Hg.)
Jerusalem – Ziel, Vision, Vorbild
Fünf Geschichten eines
Erinnerungsortes in Judentum,
Christentum, Islam und Baha'i
Mohr Siebeck Verlag,
Tübingen 2021
232 Seiten, 44 Euro

einzugs der göttlichen Herrlichkeit in Jerusalem wurde. Doch niemals wurde der Dritte Tempel realisiert. Das hinderte jedoch viele Gelehrte nicht daran, über Art und Gestalt des Dritten Tempels nachzudenken, Pläne und Modelle zu entwickeln, was gerade im osteuropäischen Judentum seit dem Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert beliebt war. Die mitunter detailreichen Beschreibungen inspirierten den Bau von Synagogen, dienten der jüdischen Identitätsstärkung, wurden aber auch von christlichen Theologen intensiv rezipiert.

Dieses Grundprinzip von religiös-historischem Ausgangspunkt und aktueller Interpretation arbeitet auch Albert Fuess für die Geschichte des Felsendoms heraus. Das dritt wichtigste islamische Heiligtum gilt als Tor zum Himmel, verbunden mit der Hoffnung auf eine Begegnung

Auch die aus dem Iran stammende Religion der Bahai, die als moderne islamische Erweckungsbewegung gelten kann, hat ihr wichtigstes Heiligtum im Staat Israel. In der Nähe der Stadt Akko befindet sich der Schrein des Propheten Baha'ullah und der Schrein seines Vorgängers Bab in Haifa, der von beeindruckenden Gärten umsäumt ist. Für die Bahai ist der Karmel der heilige Berg, weniger Jerusalem. Die Bauten in Haifa und Akkon wurden zum Vorbild weiterer Bahai-Tempel weltweit.

Ein sehr gelehrtes, verdienstvolles Buch mit viel, anregendem und sprachlich ansonsten nicht leicht zugänglichem Quellenmaterial; allerdings eine Publikation für Experten und weniger für die breite Leserschaft. Daran scheint der angesehene Wissenschaftsverlag Mohr Siebeck wohl auch kein Interesse zu haben, denn satte 44 Euro für einen schmalen Band von 232 Seiten dürften manchen Käufer verschrecken.

Roland Löffler



Johannes Lähnemann

Interreligiöse Verständigung und Bildung 1980–2020

Eine Bilanz im Spiegel

der Nürnberger Foren

zur Kulturbegennung

EB-Verlag, Berlin 2021

252 Seiten, 24,80 Euro

„Kein Religionsfriede ohne interreligiöses Lernen“

Wer sich hierzulande mit Pädagogik im interreligiösen Kontext befasst, hat sie in der Regel in seinem Regal stehen: die zwölf Tagungsbände im grün-weißen Umschlag, die dokumentieren, was im Rahmen der alle drei Jahre stattfindenden „Nürnberger Foren“ zu diesem Themenbereich gedacht und vorgetragen worden ist. Seit vier Jahrzehnten gibt es dieses Projekt, welches einst von Johannes Lähnemann – Dozent an der Universität Erlangen-Nürnberg und auch viele Jahre lang Vorstandsmitglied des EVS – begründet und seit seinem Ruhestand im Jahr 2007 unter der Verantwortung von Manfred Pirner weitergeführt wurde.

Lähnemann ist es auch, der mit dem nunmehr vorliegenden Band eine Art Ergebnissicherung dieses Projektes vor-

legt. Von den interkulturellen Fragen, die einst durch die Präsenz nichtchristlicher „Gastarbeiterkinder“ an deutschen Schulen aufgeworfen wurden, über Hans Kungs Projekt „Weltethos“, Herausforderungen durch Terrorismus und Menschenrechtsdebatten bis hin zur Klimakrise, ist hier alles noch einmal präsent, was die Teilnehmenden der Nürnberger Foren bewegt hat. In alledem wird immer wieder Lähnemanns eigener Ansatz plausibel, der Hans Kungs markante These vom wechselseitigen Zusammenhang zwischen Weltfrieden und Religionsfrieden dezidiert erweiterte um den Satz: „Kein Religionsfriede ohne interreligiöses Lernen“.

Ob eine solche Ergebnissicherung auch darauf hindeutet, dass die „Nürnberger Foren“ in ihrer bisherigen Form nun nicht mehr fortgesetzt werden? Angesichts eines zu den Hochzeiten dieses Projektes niemals erwarteten Vernichtungskrieges mitten in Europa stellen sich die Herausforderungen in noch einmal völlig neuer Weise. Man mag nur hoffen, dass in diesen Foren auch ein Instrumentarium entwickelt wurde, um solchen Herausforderungen zu begegnen. Es wäre dringend an der Zeit, dieses Instrumentarium ganz praktisch einzusetzen.

Uwe Gräbe

137. Jahrgang, Heft 3, September 2022

Herausgeber:

Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen e.V. (EVS)
in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Redaktion: Katja Dorothea Buck (verantwortlich),
Dr. Uwe Gräbe, Felix Weiß

Übersetzungen aus dem Englischen:
Katja Dorothea Buck

Vogelsangstraße 62 | 70197 Stuttgart

Tel.: 0711 636 78 -39 | Fax: 0711 636 78 -45

E-Mail: evs@ems-online.org | www.evs-online.org

Sitz des Vereins: Stuttgart

Gestaltung: keipertext.com | Martin Keiper

Druck: Druckerei Maier GmbH, Rottenburg

Auflage: 12.000

Kontaktadresse Schweizer Verein für die
Schneller-Schulen im Nahen Osten (SVS):

Pfr. Ursus Waldmeier, Rütmatstrasse 13, CH-5004 Aarau

PC-Konto: 40-11277-8

IBAN: CH05 8148 8000 0046 6023 2

info@schnellerschulen.org | www.schnellerschulen.org

Das Schneller-Magazin erscheint vier Mal jährlich.

Der Bezugspreis ist sowohl im EVS-Mitgliedsbeitrag
als auch im SVS-Jahresbeitrag enthalten.

Das Schneller-Magazin gibt es im Internet auch auf

Englisch: www.ems-online.org/en/schneller-magazine



*Groß und wunderbar sind deine Taten, Herr und Gott,
du Herrscher über die ganze Schöpfung. Gerecht und
zuverlässig sind deine Wege, du König der Völker.*

Offenbarung 15,3



EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen

Vogelsangstr. 62 | 70197 Stuttgart | Tel. (0711) 636 78-39



Der EVS ist Mitglied in der
Evangelischen Mission in Solidarität e.V.

Die Schneller-Schulen sind auf Ihre Spende angewiesen.
Sie freuen sich, wenn Sie diese Arbeit unterstützen.

Spenden für den EVS:

Evangelische Bank eG IBAN: DE59 5206 0410 0000 4074 10

Zustiftungen für die Schneller-Stiftung:

Evangelische Bank eG IBAN: DE09 5206 0410 0000 4074 37